

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Michael Schimek: Alles neu? - Ländliches Bauen und Koloniegründungen
im Oldenburger Münsterland im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Michael Schimek

Alles neu? – Ländliches Bauen und Kolonie- gründungen im Oldenburger Münsterland im 19. und frühen 20. Jahrhundert *

Zur Einleitung: Alles neu!?

In den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg wurde im Oldenburger Münsterland gebaut wie nie zuvor. Wie in vielen anderen Teilen Norddeutschlands wurden hier noch nie in so kurzer Zeit so viele Gebäude neu errichtet, und auch die Qualität vieler dieser Neubauten unterschied diese vom bisher Dagewesenen. Zwischen 1885 und 1925 nahm hier außerhalb der Städte allein die Anzahl der Gebäude mit Wohnnutzung von 11.243 auf 13.824, also um ein knappes Viertel zu; der Bestand, der bei der Oldenburgischen Landesbrandkasse versicherten Haupt- und Nebengebäude erhöhte sich im selben Zeitraum um 56% von 23.830 auf 37.194.¹ Bevor auf diese Entwicklung näher eingegangen wird, sollen vorab die naturräumlichen und sozioökonomischen Voraussetzungen, Ursachen und Rahmenbedingungen für einen solchen Bauboom kurz rekapituliert werden:

Spezialisiert und produktiv: die neue Landwirtschaft

Der wesentliche Grund für die intensive Bautätigkeit in dieser Zeit ist in der Entwicklung der Landwirtschaft zu suchen. Nachdem die südoldenburgischen Ämter Friesoythe, Cloppenburg und Vechta seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts über Kanäle, Straßennetz und vor allem die Eisenbahn aus ihrer bisherigen Verkehrsferne befreit



und an Zulieferer und Absatzmärkte angeschlossen worden waren, erkannten und nutzten die hiesigen Landwirte die ihnen damit eröffneten Chancen. Sie setzten in großem Umfang mineralische Düngemittel ein, erzielten dadurch größere Ernteerträge, sie importierten zusätzliche Futtermittel, insbesondere Futtergerste aus Russland, verlegten sich immer stärker auf die Veredelungswirtschaft, züchteten und mästeten Schweine in vorher nicht gekanntem Ausmaß. Damals fingen die Landwirte an, sich in ihrer Betriebsweise zu spezialisieren, wobei ihre Wirtschaftsweise aber im Vergleich zu heute immer noch eine gemischte blieb.

Dieser von der Geschichtswissenschaft unter dem Schlagwort „Agrarmodernisierung“² beschriebene Aufschwung machte sich auch im Bauen deutlich bemerkbar, nicht nur im landwirtschaftlichen Bauen. Die Landwirte investierten zur Aufnahme der größeren Ernteerträge und ausgeweiteten Viehstapel in mehr Scheunen- und Stallraum und gönnten sich oftmals, da sie es sich wegen des verbesserten Absatzes ihrer Produkte ja leisten konnten, auch ein bequemeres Wohnen. Die Prosperität in der Landwirtschaft übertrug sich auf den Landhandel und das Landhandwerk, nach deren Leistungen große Nachfrage herrschte und die nicht selten selbst nebenbei eine Landwirtschaft betrieben. Also wurde in diesem Milieu ebenfalls viel gebaut.

Verwissenschaftlicht und karrieredienlich: die neue Bauhandwerkerqualifikation

Parallel erfuhr der ländliche Bausektor eine Modernisierung hinsichtlich der Bauhandwerkerausbildung, der Baumaterialien und der Baukonstruktionen. Die Ausbildung von Zimmerleuten, Maurern, Malern, Bautischlern und Angehörigen der anderen Baugewerke „verwissenschaftlichte“ sich: Viele Bauhandwerker, die sich selbstständig machen oder den elterlichen Betrieb übernehmen wollten, absolvierten jetzt nach der meist dreijährigen Lehre und einigen Gesellenjahren eine „Baugewerkschule“ oder ein „Technikum“ (Abb. 1).

Neben das Erfahrungswissen traten verstärkt theoretische Inhalte. Die Gesellenwanderschaft, „die Walz“, das heißt der Wissenserwerb in einer Vielzahl von Betrieben in unterschiedlichen Regionen oder gar Ländern, wurde immer seltener, der Besuch einer „Gewerblichen Fortbildungsschule“, der Vorläuferin der heutigen Berufsschulen parallel zur Lehre im Betrieb nach 1900 auch im Großherzogtum



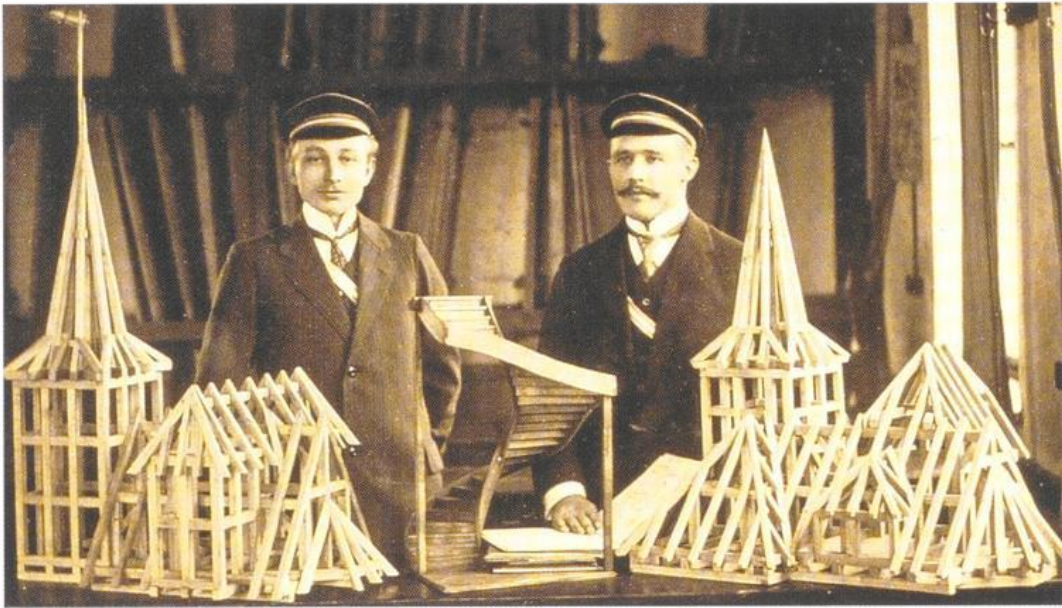


Abb. 1: Studentisch gekleidete Schüler der Bauschule Rastede um 1910 mit zu Ausbildungszwecken selbstgefertigten Modellen
Foto: Archiv Museumsdorf Cloppenburg

Oldenburg die Regel. Hier lernten die Auszubildenden Fachrechnen, vertieften ihre Rechtschreibkenntnisse und erhielten vor allem Einblick in die „Sprache der Technik“ – das perspektivische und technische Zeichnen.³

Fiel der Lehrerfolg der Fortbildungsschulen wegen der geringen Unterrichtszeiten und anderer Unzulänglichkeiten bis in die 1920er Jahre eher bescheiden aus,⁴ so konnten die höherqualifizierenden Baugewerkschulen sicherlich größere Erfolge verbuchen. Ihre Schüler, ambitionierte Gesellen des Bauhandwerks, kamen ja freiwillig und waren hoch motiviert, die Ausbildung dort erfolgte in Vollzeit über vier bzw. fünf Semester, die Lehrkräfte waren in der Regel akademisch vorgebildete Architekten.⁵

In Oldenburg erlangten die seit 1895 in Varel ansässige Großherzogliche Baugewerk- und Maschinenbauschule – die nach 1919 als „Technikum Varel“ firmierte – sowie die 1905 von Carl Rohde gegründete private Bauschule in Rastede einige Bedeutung.⁶ Letztere spezialisierte sich auf die Vorbereitung ihrer Absolventen zu der seit 1908 für die Lehrlingshaltung vorgeschriebene Meisterprüfung. Die Baugewerkschule in Varel qualifizierte hingegen ebenso wie die anderen für Norddeutschland einschlägigen Institute in Nienburg, Buxtehude oder Holzminden zum „Bautechniker“, der auch kompliziertere Bauaufgaben übernehmen konnte. Diese Baugewerksmeister, Bautechniker oder Baumeister waren es, die neben den einfachen

Handwerksmeistern den Großteil der damaligen Neubauten auf dem Land planten und errichteten. Akademisch vorgebildete Architekten kamen hier nur in Ausnahmefällen zum Zuge, wenn sehr wohlhabende Bauherren besondere, sich vom Massengeschmack absetzende Bauaufgaben verwirklicht wissen wollten.⁷

Massenhaft und industriell: die neuen Baustoffe

Die Verwissenschaftlichung der Bauhandwerkerausbildung trug der damaligen technischen Entwicklung im Bauwesen Rechnung. Neue, industriell hergestellte Baumaterialien kamen auf den Markt, das Spektrum möglicher, nun ingenieurwissenschaftlich begründeter Konstruktionsweisen erweiterte sich, die Anforderungen an Kalkulation, Buch- und Betriebsführung stiegen. An neuen Baustoffen, die wegen der verbesserten Verkehrsanbindung über Straße, Eisenbahn und Kanal zudem leichter erhältlich waren, sind zum Beispiel Teerpappe, der Kalksandstein und Bauteile aus Eisenguss, Stahl oder Beton zu nennen.⁸

Aus Ton gebrannte Ziegelsteine wurden in der Region zwar bereits seit dem Mittelalter verwendet, doch waren diese zunächst sehr teuer, da für den Brennvorgang nicht nur Arbeitskraft, sondern vor allem auch in großen Mengen Heizmaterial aufgewendet werden musste. So blieb der „Backstein“ lange Zeit herausragenden Bauaufgaben, wie dem Bau von Kirchen oder wehrhaften „Steinhäusern“, vorbehalten. Erst mit der industriellen massenhaften Fertigung von



Abb. 2: Belegschaft der Ziegelei Meistermann in Nordlohne, um 1914 Foto: Paul Meistermann, Lohne

Ziegelsteinen im sogenannten Hoffmannschen Ringofen – in unserer Region seit ca. 1870 – setzten sich Ziegel als meistverwendetes Steinmaterial auch im alltäglichen Bauen auf dem Land endgültig durch. Die Herstellungszentren lagen vielerorts in Ostfriesland, im Oldenburgischen vor allem in der Friesischen Wehde um Bockhorn, aber auch im Oldenburger Münsterland, beispielsweise bei Vechta, wo das von Frydag'sche Werk seit 1907 Ziegelsteine brennt. 1912 produzierten 95 Ziegeleien im Land Oldenburg, davon 65 Ringofenanlagen (Abb. 2).⁹

Bis dahin blieb der Ziegelstein ein Prestigeobjekt, mit dem – oftmals in kunstvoller Weise in die Fachwerkfelder eingesetzt – die Schauseiten eines Hauses verziert wurden. Aber der Ziegelstein machte nicht nur den Wohlstand der Bauherren sichtbar, sondern war als Baumaterial auch haltbarer und dauerhafter als das sonst übliche Lehmflechtwerk. Deshalb verdrängte er spätestens seit den 1870er-Jahren das Fachwerk in den Außenwänden. In den wald- und damit bauholzarmen Marschregionen Nordoldenburgs setzte diese „Versteinerung“ seit dem frühen 19. Jahrhundert auf breiter Front ein, in den walddreicheren Geestgebieten später. Hier – also auch im Oldenburger Münsterland – hielt sich der Fachwerkbau noch bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts.



Abb. 3: Ein frühes und seltenes Beispiel für ein auch in den Außenwänden aus Kalksandstein errichtetes Wohn- und Wirtschaftsgebäude im Stil der Historismus, Beverbruch, 2014

Foto: Michael Schimek

Um 1900 begann zudem die Produktion des seit den 1850er-Jahren neu – aus einem Gemisch von Quarzsand und gelöschtem Kalk – entwickelten Kalksandsteins in der Region. Im Oldenburgischen zählt das 1904 in Ahlhorn von Heinrich Gräper gegründete Werk zu den ältesten Kalksandsteinherstellern. Aber auch in Gröppenbühren bei Ganderkesee, in Höltinghausen und Cloppenburg wurden auf Grundlage von lokalen Sandvorkommen bereits vor dem Ersten Weltkrieg Kalksandsteine hergestellt. Diese fanden vor allem als Hintermauersteine Verwendung, wurden also mit Ziegelstein nach außen verblendet und blieben deshalb in der Regel unsichtbar (Abb. 3).

Ansehnlich und wohnlich: die neuen Häuser

Die Versteinerung brachte den Gebäuden nicht nur ein neues, repräsentatives, weil „backsteinhistoristisches“ Äußeres, sondern im Bauen der Mittel- und Oberschichten auch einen höheren Wohnkomfort. Denn die Außenwände der Wohnteile wurden nun zweischalig aufgemauert. Zwischen den beiden Mauerschalen wurde eine gegen Kälte und Nässe isolierende ca. sechs Zentimeter starke Luftschicht belassen, eine in das Sockelmauerwerk eingelegte Teerpappe schützte gegen aufsteigende Bodenfeuchtigkeit. Waren die traditionellen Fachwerkwände 12 bis 15 cm stark, so wiesen die Ziegelmauern jetzt eine Gesamtstärke von knapp 30 cm auf, was das Wohnen wesentlich behaglicher machte. Mit Oberlichtern ausgestattete hochrechteckige Blendrahmenfenster ließen nicht nur mehr Licht in die jetzt auch größere Deckenhöhen von 2,50 bis 3,00 m aufweisenden Räume, sondern erleichterten auch deren Belüftung, weil sich nun jeder Fensterflügel öffnen ließ. Somit erfüllten die Wohnräume in den neu erbauten Häusern der Mittel- und Oberschicht weitgehend die Forderungen der seinerzeitigen Wohnungshygieniker nach einem hellen und luftigen Wohnen, wenn die damals beliebten schweren, dunklen und plüschigen Möblierungen im Stil des Historismus diesen Fortschritt auch wieder konterkarierten.¹⁰

Rückwärtsgewandt und modern: der neue Baustil

Dem Zeitgeschmack entsprechend erhielten auch die Gebäude Fassaden im Stil des Historismus (Abb. 4).¹¹ Dieser griff Stilelemente vergangener Epochen – wie der Romanik, Gotik, Renaissance, des Barock oder Klassizismus – auf, mischte sie und sorgte so für lebendige und abwechslungsreiche Fassaden, die auf die Zeitgenossen reprä-





Abb. 4: Backsteinhistoristische Fassadengestaltung der Wirtschaftsgiebelseite eines 1901 erbauten Bauernhauses in Cappeln, 2014
Foto: Michael Schimek

sentativ wirkten. Zum einen ermöglichte die reiche Formensprache des Historismus ein Zur-Schau-Stellen des erreichten Wohlstandes, zum anderen vermittelte der Rückgriff auf Stilelemente vergangener Epochen Sicherheit, wie sie gerade die Mittel- und Oberschicht angesichts der durch die Industrialisierung mit dem Aufkommen der Arbeiterschicht und Erstarren der Sozialdemokratie in Bewegung geratenen gesellschaftlichen Verhältnisse suchte – so jedenfalls eine kunstgeschichtliche Deutung der historistischen Neo-Stile.¹²

Im ländlichen Oldenburg, wie in weiten Teilen Norddeutschlands, überwog der unverputzte Ziegelrohbau, so dass der einfache Ziegelstein das hauptsächliche Gestaltungselement ausmachte. Kompletter Verputz wurden oft Gebäude, die eine besondere Aufgabe bereits von weitem signalisieren sollten, etwa als Ladenlokal oder Gaststätte. Im Oldenburger Münsterland fand Putz mitunter auch zur Hervorhebung bestimmter Bauteile Verwendung, was stilistisch weniger nach Nordoldenburg als vielmehr ins westfälische Münsterland verweist. Dort wurden die entsprechenden Bauteile in Fortführung barocker Traditionen gern in Sandstein ausgeführt. Das Verputzen der vorstehenden Ortganggesimse, Fenstereinfassungen und Ecklisenen bildete eine kostengünstige Alternative zum teuren Sandstein.

Der „Backsteinhistorismus“ betonte gern die Gebäudekanten und -öffnungen. Hervortretende und zurückspringende Ziegelsetzungen und/oder farblich dunklere und hellere Steine und/oder farblich abgesetzte Verfugungen hoben Geschossgliederungen sowie die Tür- und Fensteröffnungen hervor. Typische Gestaltungselemente sind der Zahnschnitt in den meist segmentbogigen Fenster- und Türstürzen, der abgetreppte Zinnenfries an den Ortgängen, Zahnschnitte und deutsche Bänder als Geschossgesimse sowie Ecklisenen. Im Süddoldenburgischen wurde allerdings oftmals sparsamer mit diesen Elementen umgegangen als im Nordoldenburgischen.

An der Verbreitung dieser Formensprache hatten übrigens nicht zuletzt die schon angesprochenen, auf den Baugewerkschulen ausgebildeten Bautechniker wesentlichen Anteil, da z.B. die klassischen Säulenordnungen und Gebälkbildungen der Antike bis 1908 Lehrgegenstand der Baugewerkschulen waren.¹³ In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg fiel die Fassadengestaltung dann unter dem Einfluss der auf den Historismus reagierenden Reformstile zurückhaltender aus und nahm Elemente des Jugendstils, des Werkbund- und Heimatschutzstils und während der 1920er-Jahre des Expressionismus' auf.

Dicht und feuersicher: die neuen Dachziegel

Aber nicht nur die Außenwände, auch die Dächer versteinerten: Dienten auf der Geest jahrhundertlang Roggenstroh und an den Flussläufen Reith als Dachdeckmaterialien, setzten sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die feuersicheren Tonziegel durch. Zunächst verbreiteten sich die seit langem bekannten s-förmigen so genannten Holländischen Pfannen aus lokaler Produktion. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts eroberten die bis heute erhältlichen Muldenfalzziegel den Markt. Während erstere mit Strohdocken unterfüttert oder Kalk verstrichen werden mussten, hielten die passgenauer gearbeiteten Muldenfalzziegel ohne diesen Zusatzaufwand dicht. Bezogen wurden sie meist vom Niederrhein oder der Oberweser; die höhere Qualität der dort gefertigten Ware machte offensichtlich die Transportkosten wieder wett. Das Weichdach wurde so zu einem als unzeitgemäß empfundenen „Arme-Leute-Dach“.

Um 1900 besaßen aber vor allem viele ältere Gebäude noch ein feuergefährliches Weichdach, obwohl der oldenburgische Staat bereits 1848 die Neueindeckung mit Stroh oder Reith in dichter besiedelten Ortschaften wie Cloppenburg, Vechta, Friesoythe, Steinfeld,



Lohne, Dinklage, Damme, Neuenkirchen, Krapendorf, Lönigen, Essen und Barßel – um die südoldenburgischen zu nennen – verboten hatte.¹⁴ Neubauten wurden jedoch nur noch selten weich eingedeckt. Als die Oldenburgische Landesbrandkasse nach langer kontroverser Diskussion 1912 endlich die Staffelung ihrer Feuerversicherungsbeiträge nach dem Brandrisiko einführte, unterstützte sie durch die damit verbundene moderate Verteuerung der risikoreicheren Weichdächer den ohnehin bestehenden Trend zum als modern empfundenen feuersicheren Hartdach.¹⁵ Die Versteinerung der Gebäude war, was die Wirtschaftsteile der für gewöhnlich kombinierten Wohn- und Wirtschaftsgebäude anbelangt, im übrigen rein äußerlicher Natur: Im Innern trugen weiterhin mächtige Holzgerüste die Gebäudekörper.

Hinsichtlich der Dach- bzw. Giebelformen ist auf einen kennzeichnenden Unterschied zwischen Süd- und Nordoldenburg hinzuweisen. Während im Nordoldenburgischen Krüppelwalmdächer üblich waren (und bis heute beliebt sind), wurden im Oldenburger Münsterland vielfach die wiederum an südlichere Bautraditionen anknüpfenden walmlosen Satteldächer mit Steilgiebeln bevorzugt. Waren diese noch bis ins beginnende 19. Jahrhundert als mehrfach auf stark profilierten Konsolen vorspringende Geschossgiebel barockem Stilempfinden verpflichtet, bildeten sich im Laufe des Jahrhunderts unter klassizistischem Einfluss nur noch wenig auskragende und damit flächiger wirkende Fachwerk-Giebel aus.

Altbewährt und wohl bekannt: das neue Niederdeutsche Hallenhaus

Zwei Baumuster bestimmten das landwirtschaftliche Bauen: In den südlichen Landesteilen, also auf der Geest wurde seit dem Spätmittelalter das Niederdeutsche Hallenhaus, in älterer Terminologie auch „Niedersachsenhaus“ genannt, gebaut (Abb. 5).¹⁶

Dieses brachte als „Einhaus“ Viehaufstallung, Erntebergung und menschliches Wohnen unter einem Dach unter. Charakteristisch ist die namengebende Halle im Mittelschiff des im Wirtschaftsteil dreischiffig gegliederten Grundrisses; ein multifunktionaler, Diele genannter Arbeits- und Verkehrsraum, in dem verschiedenste landwirtschaftliche Arbeiten, insbesondere das Ausdreschen des Getreides per Hand, die Fütterung der während des Winters beiderseits der Diele aufgestellten Rinder und Kühe und das Melken der letzteren erfolgte. Auf dem Dachboden über der Diele wurde das noch nicht ausgedroschene



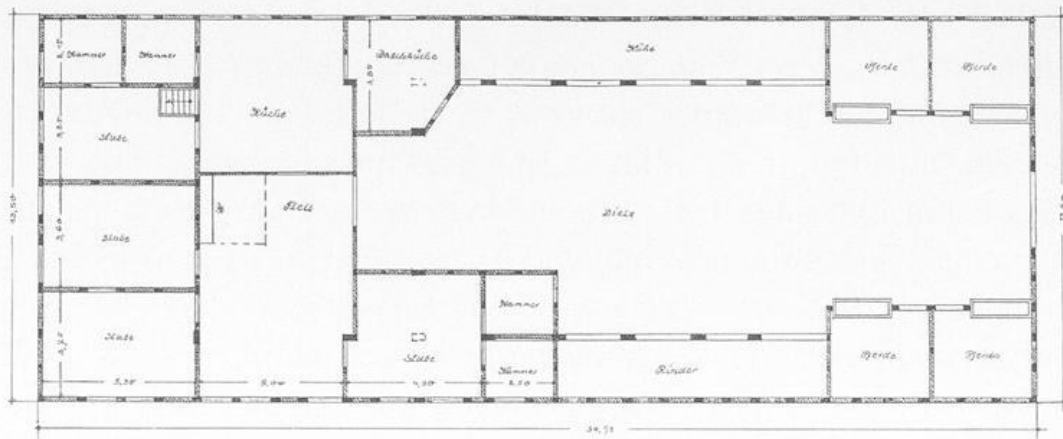


Abb. 5: Grundriss des 1793 in Form eines Niederdeutschen Hallenhauses erbauten Haupthauses des Hofes Haake in Cappeln mit später zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil eingebauter Trennwand.
Archiv Museumsdorf Cloppenburg

Getreide eingelagert. Traditionell schloss sich der Diele das so genannte Flett an; ein vor allem hauswirtschaftlich genutzter Bereich, in dem sich die ebenerdige, bis weit ins 19. Jahrhundert noch oftmals schornsteinlose offene Herdstelle befand.¹⁷ Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte sich allerdings im mittel- und Oberschichtlichen Milieu das rauchfreie Wohnen mit Schornstein allgemein durchgesetzt, was – um Zugluft und Wärmeverlust zu vermeiden – eine bauliche Abtrennung der Diele zunächst mittels einer einfachen, querverlaufenden Scherwand erforderte. Die ebenerdige Herdstelle blieb in vielen Haushalten bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts erhalten, wurde nun aber mit einem Rauchfang versehen, der die Abgase in den Schornstein leitete. Spätestens jetzt ersetzte immer häufiger ein Sparherd – auch Kochmaschine oder Stangenherd genannt – die traditionelle Herdstelle, was eine anspruchsvollere Speisenzubereitung ermöglichte.¹⁸ Auch erlaubte das rauchfreie Wohnen ganz neue Hygiene- und Sauberkeitsstandards, Staubwischen machte jetzt Sinn. Der anfänglich noch als solcher erkennbare Flettbereich mit mittiger Herdstelle und Ess- bzw. Waschort in den seitlichen Unterschlägen wurde aufgeteilt und ging in einem großzügigen Flur und einer ebenfalls umfänglichen Küche auf.¹⁹ Dahinter erstreckten sich die eigentlichen, jetzt von dem Flur erschlossenen Wohnräume: Schlafkammern, „Gute“ und mitunter „Beste Stube“, oftmals mit der Möglichkeit, den Altenteilern eigene Wohneinheiten einzurichten.

Neu in Südoldenburg: das Gulfhaus

Stammen die ältesten nachweisbaren Hallenhäuser der Region aus dem Spätmittelalter, so verbreitete sich im ostfriesischen Küstenbereich seit dem 16. Jahrhundert mit dem so genannten Gulfhaus eine aus dem niederländischen übernommene Hausform, die zwar ebenfalls Wirtschaften, Erntebergung und Wohnen unter einem Dach vereinte, aber bei gleichem Raumvolumen weniger Baumaterialien, insbesondere das in den waldlosen Marschen schwieriger zu beschaffende und daher vergleichsweise teure Bauholz, benötigte. Außerdem ließ sich ein Gulfhaus wirtschaftlicher als ein Hallenhaus betreiben. Denn die Erntebergung erfolgte vom Erdboden aus im Mittelschiff des ebenfalls dreischiffigen Wirtschaftsteiles, das im Ostfriesischen eben als „Gulf“ bezeichnet, in der Wesermarsch „(Heu-)Fach“ oder „Fack“ genannt wird. Das Gulfhaus bot damit mehr Bansenraum, der zudem leichter zu beschicken war als der Dachboden des Hallenhauses. Nach Einführung des Maschinendruschs genügte den meisten Landwirten die im Gulfhaus in einem Seitenschiff untergebrachte schmalere Diele als Verkehrsraum, im anderen Seitenschiff fanden Kühe und Rinder ihren Platz. Im Wohnen unterschieden sich die neuen Gulfhäuser kaum von den für Hallenhaus-Neubauten geschilderten Gegebenheiten, nur dass hier weniger Wert auf die im Hallenhaus vom Flur bzw. der Küche aus bestehende direkte Sichtverbindung zur Diele und damit zum Vieh gelegt wurde.

Angesichts der wirtschaftlichen Vorteile verwundert es nicht, dass sich nach 1900 auch viele Landwirte in den südlicheren Landes-

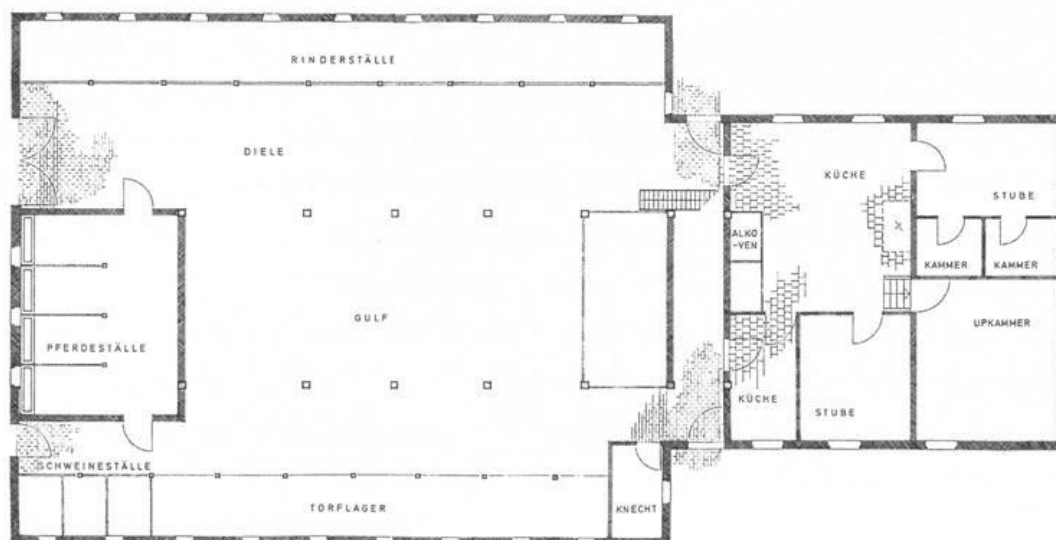


Abb. 6: Rekonstruierter Grundriss des 1822 in Form eines Gulfhauses errichteten Haupthauses des Hofes Awick in Scharrel
Umzeichnung: Lutz Volmer

teilen bei anstehenden Neubauten gegen das traditionelle Hallenhaus und für das Gulfhaus entschieden.²⁰ Dabei lässt sich eine Nord-Süd-Wanderung dieser Bauform ausmachen, die nicht nur das Oldenburger Münsterland, sondern auch das benachbarte Emsland erfasste.²¹ Erste Gulfhäuser, wie das heute im Museumsdorf Cloppenburg stehende Wohn- und Wirtschaftsgebäude, das Conrad Awick 1822 nach einem verheerenden Brand in Scharrel errichten ließ (Abb. 6),²² entstanden zunächst in den direkt an Ostfriesland angrenzenden Landstrichen des Saterlandes und weisen einige Reminiszenzen ans Hallenhaus auf. Nach den Untersuchungen Wilhelms Peßlers zählte das Oldenburger Münsterland mit Ausnahme des Saterlandes 1906 noch geschlossen zum Hallenhausgebiet, das sich in südlicher Richtung über das Osnabrücker Land und Westfalen bis ins Bergische Land erstreckte.²³ Und selbst Menne Feiken Helmers traf bei seinen um 1940 durchgeführten Untersuchungen Gulfhäuser in nennenswerter Zahl lediglich in der nördlichen Hälfte des heutigen Landkreises Cloppenburg an. Der Trend zum Gulfhaus setzte sich aber bis in die 1960er-Jahre in südlicher Richtung fort und endete erst mit dem damals einsetzenden und bis heute unsere Landwirtschaft formenden Modernisierungsschub des „Wachsens oder Weichens“, der zur gänzlichen Abkehr auch vom Gulfhaus führte.²⁴

Kontrovers und heimatverbunden: die öffentliche Debatte um die neuen Bauernhäuser

Während diese aktuelle Entwicklung heute vor allem in ökologischer und ökonomischer, aber kaum in ästhetischer Hinsicht gesellschaftlich verhandelt wird, waren sowohl der Übergang zur historistischen Gebäudegestaltung als auch die Abkehr vom Hallenhaus vor 100 Jahren Gegenstand öffentlicher Diskussion und Kritik. 1906 befasste sich sogar der XXX. Oldenburgische Landtag mit dem seinerzeitigen baulichen Wandel. Dabei stieß dieser vor allem auf die Kritik heimatschutzbewegter Stadtbürger,²⁵ wohingegen Vertreter vom Lande und aus der Landwirtschaft den Übergang zum Gulfhaus als wirtschaftlich notwendig und deshalb unvermeidbar ansahen. Obwohl die Hallenhaus-Retter die Unterstützung einer „außenparlamentarischen Opposition“ fanden, der so illustre Persönlichkeiten wie der Maler Bernhard Winter, die Architekten Ludwig Klingenberg und Adolf Rauchheld oder der Direktor des Landesgewerbemuseums Georg Hermann Narten angehörten, fasste der Landtag keinen diesbezüg-

lichen Beschluss.²⁶ Auch die historistische Formensprache blieb frei wählbar, obschon sie sowohl die städtischen als auch die ländlichen Abgeordneten für das ländliche Bauernhaus als unangemessen und hässlich empfanden.²⁷ Allerdings dürften die Auseinandersetzungen dem 1910 verabschiedeten „Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden“²⁸ und dem Denkmalschutzgesetz²⁹ von 1911 ebenso den Weg geebnet haben wie der Einrichtung des „Zwischenahner Bauernhauses“ als Freilichtmuseum 1910. Bemerkenswerterweise meldeten sich bei dieser Diskussion keine südoldenburgischen Vertreter zu Wort. Offensichtlich wurde hier der architektonische Veränderungsdruck (noch) nicht so schmerzlich empfunden, als dass er entsprechende Reaktionen erzeugt hätte. Bis heute zeigt der hier überlieferte Baubestand noch viele stattliche Fachwerkbauten vor allem des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Das Museumsdorf in Cloppenburg wurde erst 1934 als architektonischer Bewahrungs- und Kompensationsort Realität.³⁰

Die bisherigen Ausführungen beschreiben das ländliche Bauen, wie es zwischen ca. 1880 und 1920 im mittel- und zumeist auch im Oberschichtlichen Milieu ausgesehen hat und viele Bauerschaften im Oldenburgischen bis heute architektonisch prägt. Ganz besonders reiche Bauherren ließen sich nach ca. 1890 villenartige Wohngebäude errichten, die über einen Zwischenbau als Schmutz- und Geruchsschleuse mit dem eigentlichen Wirtschaftsgebäude verbunden waren und so einen noch höheren Wohnkomfort boten. Doch wie sahen die Häuser der Unterschichten aus? Stellvertretend für die unterbäuerlichen Heuerleute und Landarbeiter sowie die Kleinstbauern und Moor- und Heidekolonisten soll das Bauen der letzteren vorgestellt werden, von dem sich die Gebäude der anderen unterschichtlichen Gruppen nicht oder doch nur wenig unterschieden.³¹

Große Chancen, große Mühen: neues Land für neue Siedler

Ein besonderes Kapitel innerhalb der Agrarmodernisierung Oldenburgs wie Südoldenburgs stellt die Binnenkolonisation, die planmäßige Ansetzung von Siedlern auf Ödland, auf Moor- und Heideflächen dar.³² Waren Anfang der 1880er-Jahre noch mehr als 40% der Fläche des Herzogtums Oldenburg Ödland, so hatte sich der Anteil bis 1930 auf unter 20% der Landesfläche mehr als halbiert. Voraussetzung für diese großflächige Inkulturnahme der bis dahin höchstens extensiv

zum Torfstich, zur Schafhaltung, Imkerei und vor allem zur Plaggengewinnung für die Düngung der Eschäcker genutzten Moor- und Heideflächen war die Verkoppelung und Aufteilung der bis dahin gemeinschaftlich genutzten Marken (im Oldenburger Münsterland) bzw. Gemeinheiten (auf der Oldenburgischen Geest). Seit Anfang des 19. Jahrhunderts betrieb der oldenburgische Staat dieses Jahrhundertprojekt, das erst 1905 abgeschlossen werden konnte, nämlich die Aufteilung des Ödlandes, und erhielt dabei ein Zehntel bis zu einem Drittel der aufzuteilenden Flächen.³³ Der Rest wurde Privateigentum der ehemaligen Mark- bzw. Gemeinheitsberechtigten. Nicht nur diese, sondern in besonderem Maße der Staat bemühte sich um die Inkulturierung der aufgeteilten Ländereien, namentlich seit den 1830er-Jahren. Ein Großteil der Heideflächen wurde aufgeforstet, aber es entstand auch eine Vielzahl von neuen Siedlungen auf unkultiviertem

Ortsname / Altgemeinde	Gründungsjahr	Untergrund / Kultivierung
Ahrendorf / Friesoythe	1933	Hochmoor
Altenoythermoor / Altenoythe	1911	Fehn
Augustendorf / Markhausen	1816	
Beverbruch / Garrel	1837	Heide
Bockhornerfeld / Bockhorn	um 1850/ 1911	Hochmoor
Bokelesch (Kolonie = Idafehn)	1862	Fehn
Böselerfeld / Bösel (= Glaßdorf)		
Brandsches Moor (= Kamperfehn) / Altenoythe	1911	Fehn
Bürgermoor / Garrel	1858/1910	Hochmoor
Cahlhorn / Essen	1929	Heide
Ehrendorfermoor / Lohne Steinfeld?	I.H.19.	Hochmoor
Elisabethfehn / Barßel	1862	Fehn
Ellerbrock / Markhausen	1911	Heide
Elstener Moor / Cappeln	1923?	Heide
Falkenberg / Krapendorf	1913	Heide
Glaßdorf / Bösel	1922	Hochmoor
Heetberg / Markhausen	I.H.19.	
Hoheging / Emstek	1909	Heide
Hollen	I.H.19.	Hochmoor
Holthausermoos / Steinfeld?	I.H.19.	
Idafehn / Strücklingen (= Bokelesch)	1865	Fehn
Kamperfehn (= Brandsches Moor)		
Kellerhöhe / Bethen	1910/1920	Heide
Lehterfeld (= Beverbruch)		
Loher Ostmark / Barßel	1900	Hochmoor
Loher Westmark (=Reekenfeld) / Barßel	1900	Fehn
Nikolausdorf / Garrel	1901	Heide
Schelmkappe / Lönigen	1909	Heide
(Kolonie) Sedelsberg / Scharrel	1928	Hochmoor
Stocksbusch / Emstek		
Süd-Elisabethfehn / Strücklingen, Ramsloh u. Altenoythe	1900	Fehn
Suhler Mark / Lastrup	1907	Heide
Wulfenauer Mark / Dinklage	1922/23 ?	

Abb. 7: Übersicht über die bis in die 1930er-Jahre im Oldenburger Münsterland neu entstandenen Siedlungen

Auszug aus Schimek 2004, Tabelle 18

Land. Zwischen 1837 und 1935 wurden mehr als 100 Ortschaften oder Ortschaftsteile neu begründet, rund ein Viertel davon im Oldenburger Münsterland (Abb. 7).³⁴

Der zeitliche Schwerpunkt der Neugründungen lag in Südoldenburg in der Zeit nach 1900: Zwischen der Jahrhundertwende und dem Beginn des Ersten Weltkriegs 1914, der jegliche zivile Bautätigkeit unterbrach, entstand hier ein Dutzend Ansiedlungsbezirke neu, zuvor, zwischen 1837 und 1899, waren es nur vier. Während der Weimarer Republik kamen noch einmal sieben hinzu.

Der oldenburgische Staat betrieb die innere Kolonisation nicht aus uneigennütigen Motiven, sondern verfolgte mit ihr handfeste sozial- und bevölkerungspolitische Ziele.³⁵ So sollte die Ausweisung von Siedlerstellen („Kolonaten“) den im Herzogtum Oldenburg im Laufe des 19. Jahrhunderts zu verzeichnenden und sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verstärkenden Bevölkerungsüberschuss aufnehmen.³⁶ Angesichts von Hungerkrisen und fehlenden Zukunftsperspektiven auswanderungswillige Landeskinder sollten nicht im Ausland oder gar in Übersee ihr Auskommen suchen. Vielmehr sollten sie innerhalb der eigenen Grenzen zum Gedeihen des Landes beitragen, sie sollten die bisher kaum genutzten Ödländereien urbar machen und damit landwirtschaftlich und letztlich auch steuerlich inwertsetzen. Während der Weimarer Republik trat als staatliches Motiv für die Binnenkolonisation die Verhütung revolutionärer Bestrebungen hinzu. Nun ging es zusätzlich darum, die Kolonisten an „die eigene Scholle“ und damit das junge Staatswesen zu binden.

Jung und aus der Nähe: die Neusiedler

Angesprochen waren junge Familien, die aus der Landwirtschaft stammten, also über entsprechende Erfahrungen und Kenntnisse verfügten, und zudem – neben gewissen Ersparnissen – möglichst einen landwirtschaftlichen Beschlag, d.h. Arbeitsgerät und Vieh, für ihren Neuanfang mitbringen sollten. In der Tat besaßen die meisten Bewerber einen landwirtschaftlichen Hintergrund, doch handelte es sich hauptsächlich um nicht allzu vermögende Heuerleute, Landarbeiter, Knechte und Pächter von Kleinlandstellen, aus denen die Siedlungsbehörde auswählen konnte.³⁷ Einen anschaulichen Eindruck von der Situation der Bewerber liefert, wenn auch literarisch etwas verklärt, Heinrich Deters (1865-1920): „Mein Viehbestand wies eine Kuh und sechs Hühner auf, an Möbeln besaß ich einen Tisch, sechs Stühle, einen



Koffer, einen Kleider- und einen Leinenschrank und einen Sparherd. An Geld hatte ich, nachdem ich die beträchtlichen Umzugskosten alle bezahlt hatte, noch ganze 22,80 Mk.“³⁸

Die meisten Kolonisten kamen aus dem Oldenburgischen, ein Teil aus dem benachbarten ostfriesischen, hannoverschen und niederländischen Ausland (Abb. 8).

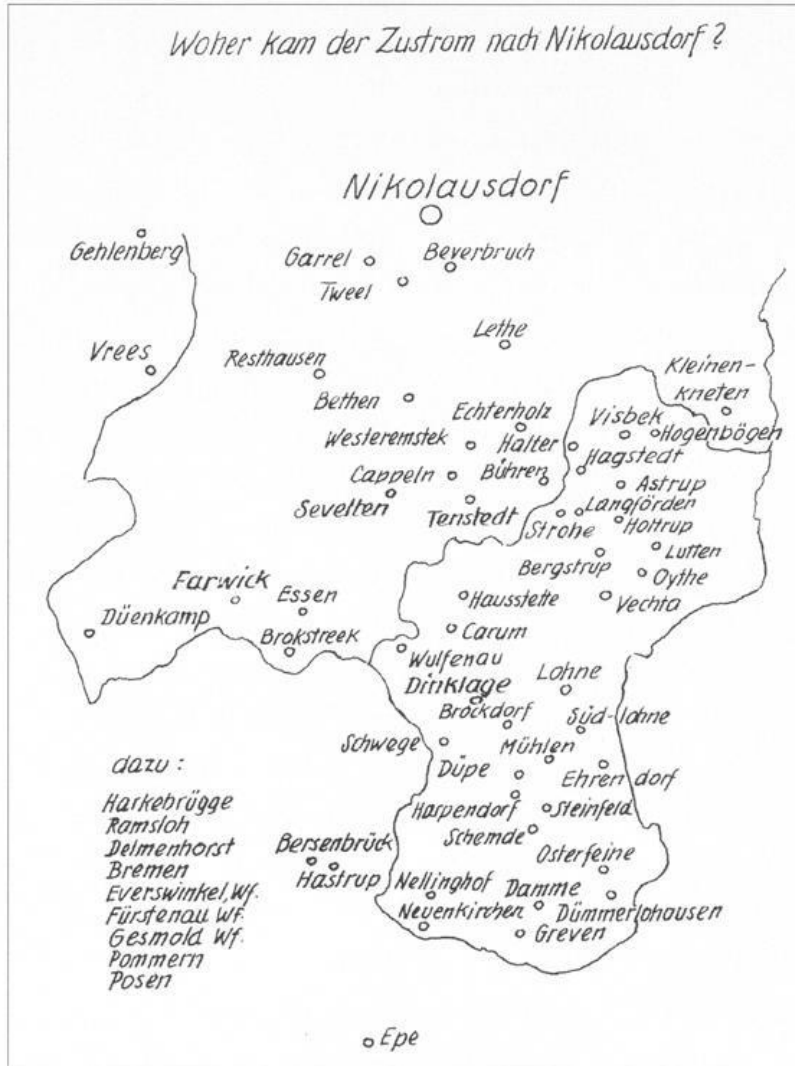


Abb. 8: Kartografische Darstellung der Herkunftsorte der Neuansiedler von Nikolausdorf

aus: 75 Jahre
 Nikolausdorf 1976,
 S. 38

Bei der Auswahl der Kolonistenfamilien achtete die Siedlungsbehörde darauf, dass die Neusiedler innerhalb einer Kolonie möglichst derselben Konfession angehörten, wohl nicht nur um Konfrontationen zwischen den auf Nachbarschaftshilfe angewiesenen Kolonisten vorzubeugen, sondern auch um die Anzahl der vorzuhaltenden Schulgebäude gering zu halten.³⁹ Da das Schulwesen damals noch konfessionell organisiert war, hätten gemischtkonfessionelle Ansiedlungsbezirke den Bau von zwei Schulhäusern verlangt.

Naturgemäß konzentrieren sich die südoldenburgischen Ansiedlungen auf Moorboden im Saterland, wo zum Beispiel 1865 Idafehn (heute Lkrs. Leer, Gem. Ostrhauderfehn) und 1888 Elisabethfehn⁴⁰ (Lkrs. Cloppenburg, Gem. Barßel) begründet wurden. Kolonien auf Heideboden⁴¹ finden sich weiter südlich, vor allem zwischen Garrel, Cloppenburg und Löningen, wie das bereits 1837 gegründete Beverbruch⁴² (Lkrs. Cloppenburg, Gem. Garrel) oder das 1909 entstandene Schelmkappe⁴³ (Lkrs. Cloppenburg, Stadt Löningen). Der räumliche Schwerpunkt der Ansiedlungsmaßnahmen im Oldenburger Münsterland bezog sich damit auf den heutigen Landkreis Cloppenburg.

Bei den systematischen Ansiedlungen des 19. Jahrhunderts auf Moorboden sind zwei Formen der Kultivierung zu unterscheiden:⁴⁴ Die ältere, nach niederländischem bzw. ostfriesischem Vorbild vorgenommene Fehnkultur (altfriesisch „fen“ = morastiges Land) beruht darauf, dass zunächst mit Lastkähnen schiffbare Kanäle angelegt wurden, die die Moore entwässerten und gleichzeitig als Verkehrswege dienten. Über diese Fehnkänel transportierten die dort angesiedelten

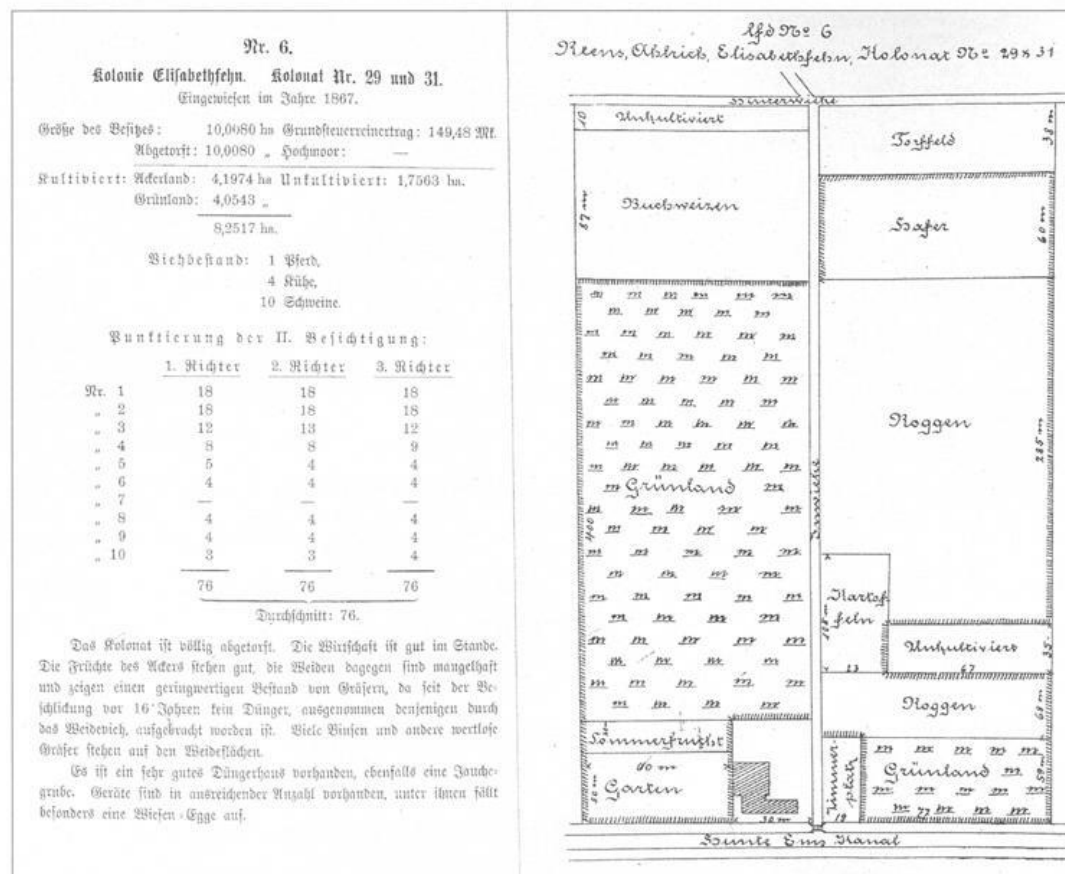


Abb. 9: Elisabethfehn (Gemeinde Barßel, Landkreis Cloppenburg), das 1867 in Kultur genommene Doppelkolonat Nr. 29/31 im Jahr 1901

aus: Die Besichtigung und Prämierung guter Wirtschaftsbetriebe in den Kolonien Elisabethfehn und Idafehn im Jahre 1901 (Veröffentlichung der Verwaltung des Landes-Kultur-Fonds, Heft Nr. 9), Oldenburg 1902

Kolonisten – die „Fehntjer“⁴⁵ – vor allem den Torf, den sie zur Urbarmachung auf ihrem Landstück abgruben. Auf dem vom Moor befreiten Boden wurde unter Zurhilfenahme von Dünger Landwirtschaft betrieben, wobei den meisten Neusiedlern bis zur Verbreitung des mineralischen Kunstdüngers Ende des 19. Jahrhunderts natürlicher Dünger kaum in ausreichender Menge zur Verfügung stand (Abb. 9). Daher lebten die Fehntjer vor allem vom Verkauf von Brenn- und Streutorf sowie der Binnenschifffahrt.⁴⁶ Die erste oldenburgische Fehnkolonie ist das 1846 gegründete Augustfehn (Lkrs. Ammerland, Gem. Apen).⁴⁷

Schnell und günstig: das neue Kultivierungsverfahren

Nachdem die mineralischen Dünger zur Verfügung standen, verlegte sich der oldenburgische Staat bei der Anlage neuer Kolonien auf die so genannte Deutsche Hochmoorkultur: Das Moor wurde mit weniger aufwändigen Gräben 60 bis 90 cm tief entwässert und der durch Pflügen von der Vegetation befreite Boden unter Zugabe von Mineraldünger (Thomasmehl, Kali, Peruguano, Chilesalpeter) direkt bewirtschaftet.⁴⁸ Die Moorkolonisten betrieben hauptsächlich Grünlandwirtschaft und nebenher den Torfstich. Die Bewirtschaftung der Heideflächen erfolgte in ähnlicher Form, wobei die hier anzutreffenden nährstoffarmen Sandböden kaum entwässert, dafür aber tiefgepflügt werden mussten.⁴⁹

Die Größe der zugewiesenen Landstellen variierte je nach Bewirtschaftungsform – Siedlerstellen in Fehnkolonien wurden mit 5 bis 7 ha kleiner, Kolonate auf Hochmoor und Heide mit 10 bis 13 ha größer ausgewiesen, weil hier die landwirtschaftliche Nutzung stärker im Vordergrund stand. Ziel war, den Kolonisten eine ihre bescheidene Existenz als Kleinbauern sichernde „Ackernahrung“ zu ermöglichen.⁵⁰

Kostengünstig und einfach: die Häuser der Neusiedler

Im Gegensatz zu den Gegebenheiten in den Heidekolonien, wo die Gebäude direkt auf den Mineralböden errichtet werden konnten, stellte die Gründung der Häuser sowohl in den Fehn- wie in den Moorkolonien ein Problem dar.⁵¹ Auch nach der oberflächlichen Entwässerung waren die Moorböden weiterhin morastig und wenig tragfähig. Sollten die Fundamente nicht in kostspieliger Weise gerammt werden, d.h. Holzpfähle durch die oft fünf und mehr Meter dicke Moorschicht bis in den tragfähigen Boden gerammt werden, auf denen dann die Grundmauern aufgesetzt werden konnten, musste das Moor für den

Hausbau bis auf den tragfähigen Grund abgegraben werden. Das taten die meisten Ansiedler, die in der Regel über nur sehr begrenzte finanzielle Mittel verfügten. Für die vom Torfabbau lebenden Fehnkolonien war das Abgraben des Baugrundes der Regelfall, in den Hochmoorkolonien wurde bis Anfang der 1920er-Jahre zudem mit der so genannten „Schwimmenden Gründung“ experimentiert. Bei dieser wurden die Häuser auf Packungen aus Heideplaggen, Holzresten und einer kleinen Sandschüttung direkt auf dem Moorboden gegründet, was allerdings Absackungen von bis zu einem Meter nach sich zog.⁵² Da Fachwerkkonstruktionen eine gewisse Flexibilität aufweisen und im Unterschied zum massiven Mauerwerk ihre Standfestigkeit durch die unvermeidbaren Absackungen nicht verlieren, blieb die Versteinerung des Bauens vielen Kolonisten in den Hochmooren zunächst vorenthalten (Abb. 10).

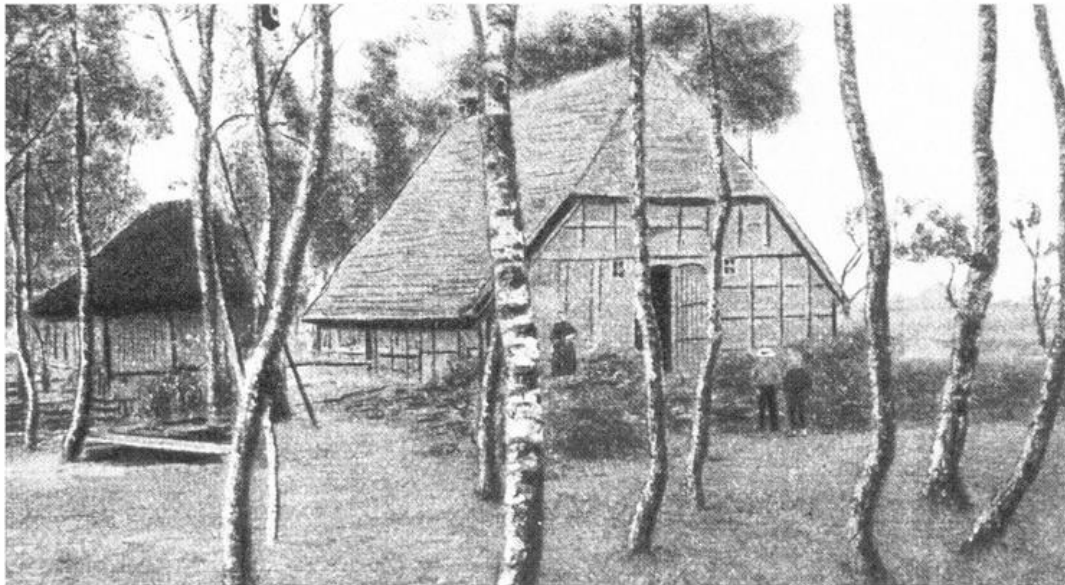


Abb. 10: Um 1857 erbautes und 1864 verbessertes Fachwerk-Kolonistenhaus in Beverbruch um 1900
aus: Düttmann 1902, S. 6

Ihre Häuser wurden in den Außenwänden in der traditionellen Fachwerkbauweise errichtet, die oftmals von innen mit Dachpappe verkleidet und dann verputzt wurden, um im Wohnteil etwas besser gegen Witterungseinflüsse geschützt zu sein. Es gab auch Versuche, die Gebäude mit einem Eisenfachwerk oder mit Betonfundamenten zu stabilisieren, doch blieb das die Ausnahme.⁵³

Wegen ihres hohen Eigengewichts ließen sich auf dem Moor ohne Rammung auch keine vom Erdboden aufgehenden Grundschornsteine mauern, so dass selbst noch um 1920 vereinzelt offene

Herdstellen mit darüber angebrachtem Rauchfang angelegt wurden.⁵⁴ Seit den 1920er-Jahren erhielten die Häuser auf nicht abgegrabenem Moor schließlich zumeist gerammte Fundamente, die es ermöglichten, einen Grundschorstein zu setzen und die Außenwände massiv aufzumauern – im Wohnteil mit isolierender Luftschicht –, ohne gravierende Setzungsschäden befürchten zu müssen.

Licht und luftig: neue Wohnstandards dank staatlicher Hilfe

Da das Abgraben des Baugrundes in den Fehn- und Hochmoorkolonien einige Zeit beanspruchte, lebten viele Kolonistenfamilien anfangs in Behelfsbauten, meist aus Heideplaggen oder Torfsoden errichtete Erdhütten („Klutenhütten“, „Schullenhütten“) (Abb. 11).⁵⁵



Abb. 11: Beschwerlicher Neuanfang in einer Erdhütte in Loher Ostmark um 1900
aus: Düttmann 1902, S. 2

Die in diesen herrschenden Wohnverhältnisse erschienen bereits den Zeitgenossen unhaltbar. So berichtete 1902 der Direktor der Landesversicherungsanstalt Oldenburg Augustin Düttmann (1857-1934) über die Erdhütte einer Moorkolonistenfamilie in Loher Ostmark (Lkrs. Cloppenburg, Gem. Barßel) und fügte seinem Bericht aus heutiger Sicht wertvolles Bildmaterial bei, weil die Beschreibung unglaublich klingen würde:

Aus den haidedurchwachsenen Erdschollen werden die Wände aufgesetzt; mit demselben Material wird das Dach eingedeckt, in der abgebildeten Hütte, nachdem – eine seltene Ausnahme! – durch Anbringung einiger Reihen

alter Dachziegel über den Betten wenigstens etwas mehr Sicherheit gegen Schnee und Regen geschaffen war. Höchstens in der Nähe des Heerdes wird der Fussboden durch ein Ziegelsteinpflaster befestigt, im übrigen durch den vom Pflanzenwuchs befreiten mit einer Sandschicht bedeckten Erdboden gebildet. Der Raum wird durch den Schrank und die am Fussende des Bettes mit Torfsoden aufgebaute Wand nur sehr unvollkommen in zwei Theile geschieden. Der vordere, der Thüre zunächst belegene dient der Ziege oder dem Milchschaaf und, wenn ein solches bereits vorhanden ist, dem Schwein zum Aufenthalt, der hintere, der durch ein oder zwei gelegentlich eines Hausabbruchs erstandene alte Fenster nothdürftig beleuchtet wird, der Familie zur Wohnung. In der Mitte dieses hinteren Theiles brennt das offene Heerdfeuer, dessen Rauch den ganzen Raum ausfüllt, bis er durch die niedrige, stets offenstehende Thür, der einzigen Oeffnung, durch welche frische Luft eindringen kann, seinen Weg ins Freie findet.⁵⁶

Laut Düttmann betrug die Lebensdauer solcher Hütten drei bis vier, mitunter auch acht Jahre. Die Einweisungsbedingungen, nach denen die Siedlungsbehörde die Landstellen vergab, sahen allerdings vor, dass die Neusiedler innerhalb von drei Jahren ein Haus im Mindestbrandkassenwert von zunächst 600,- Mark im Jahr 1870 und bis 4.000,- Mark 1913 zu errichten hatten.⁵⁷ In der Wertsteigerung drückte sich nicht nur eine Verteuerung des Bauens aus, sondern zugleich eine höhere Qualität der neu errichteten Gebäude. So wirkten Landesversicherungsanstalt und Staatliche Kreditanstalt sowie der 1876 als Siedlungsbehörde eingerichtete Meliorationsfonds⁵⁸ – seit 1882 Landeskulturfonds, seit 1920 Siedlungsamt – auf den Bau aus ihrer Sicht kostengünstiger, zweckmäßiger und in hygienischer und „sittlicher“⁵⁹ Hinsicht einwandfreier Siedlungsbauten hin.⁶⁰ Erstere taten dies zwischen 1901 und 1911 durch die Vergabe günstiger Bau-darlehn,⁶¹ die mehr als die Hälfte der Ansiedler in Anspruch nahm und an die die Einhaltung bestimmter baulicher Vorgaben gebunden war, die sich an den Forderungen der zeitgenössischen Wohnungsreform orientierten.⁶² So wurde verboten, die traditionell gebräuchlichen wandfesten Schrankbetten, die Alkoven,⁶³ einzubauen. Stattdessen

war in den Schlafkammern durch den Einbau großer und zu öffnender Fenster für „ausgiebig Licht und Luft“ zu sorgen, um die seinerzeit weit verbreitete Tuberkuloseerkrankung zu bekämpfen.⁶⁴ Der Wohnsollte vom Stallbereich strikt getrennt werden und jedes Haus einen Schornstein erhalten. Die Siedlungsbehörde beriet die bauwilligen Kolonisten bei ihren Bauplanungen, kontrollierte die Einhaltung der baulichen Mindeststandards und bot nach 1902 auch Musterbaupläne an.⁶⁵

Die Anzahl der Erdhütten reduzierte sich jedenfalls von 39 im Jahr 1890 auf der Münsterschen Geest offiziell gezählten auf nur noch acht fünfzehn Jahre später (1905).⁶⁶

Die beim mittel- und Oberschichtlichen Bauen vorgestellten Baumuster des Niederdeutschen Hallenhauses und Gulfhäuses kamen auch bei der Binnenkolonisation Oldenburgs zum Zuge: In den stark ostfriesisch beeinflussten Fehnkolonien wurden durchweg Gulfhäuser (Abb. 12), auf den Hochmooren zunächst meist Hallenhäuser, seit den 1920er-Jahren in zunehmenden Maße auch Gulfhäuser und auf den weiter südlich gelegenen Heideböden ebenfalls meist Hallenhäuser errichtet.

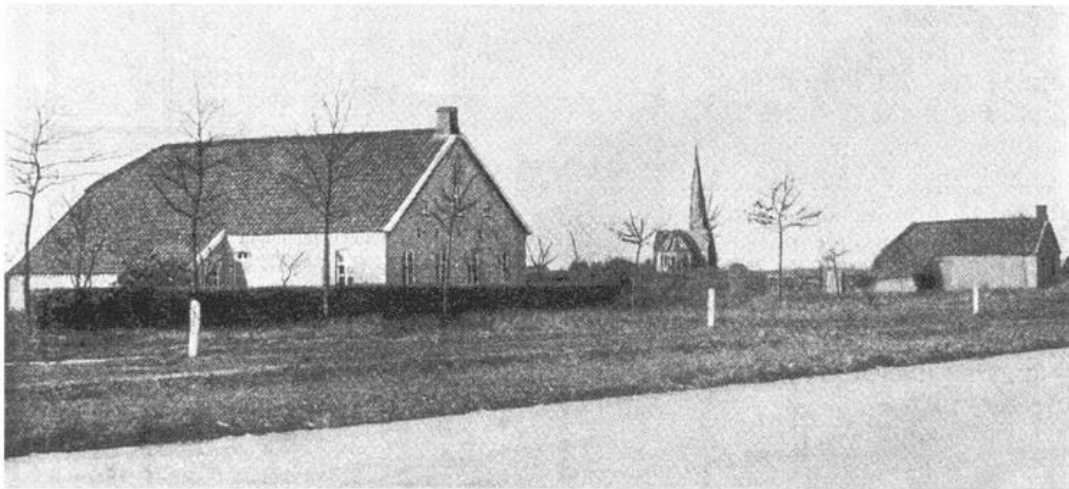


Abb. 12: Um 1900 errichtete Gulfhäuser in Elisabethfehn

aus: Düttmann 1902, S. 7

Nur fielen die Kolonistenhäuser den geringeren finanziellen Möglichkeiten und dem weniger umfänglichen Wirtschaftsbetrieb entsprechend erheblich kleiner, einfacher und weniger komfortabel aus. Im Wirtschaftsteil musste weniger Vieh, Heu und Getreide untergebracht werden, der Wohnteil bot den meist kinderreichen Familien weniger Räume auf geringerer Fläche.⁶⁷ Zentral blieb hier die Küche als Hauptaufenthaltsraum, dem gerade in den bis Anfang der 1920er-Jahre oft

flurlosen Hallenhäusern eine wichtige Erschließungsfunktion zukam. Mussten die Fundamente wie in den Fehnkolonien nicht gerammt werden, ließen sich die Gebäude leicht im Wirtschaftsteil verlängern. In der Regel wuchsen die Häuser so mit der fortschreitenden Kultivierung der Landstellen mit. Manche Bauherren ließen deshalb den Wirtschaftsgiebel im leicht zu demontierenden Fachwerk errichten und auch die Musterbaupläne sahen teilweise diese Möglichkeit vor.⁶⁸ Ansonsten hatte sich nach dem Ersten Weltkrieg die massive Bauweise auch im Siedlungsbau allgemein durchgesetzt.

Heimatlich und schlicht: neue Fassaden

Wiesen die ziegelsteinsichtigen Massivbauten bis in die 1910er-Jahre dasselbe backsteinhistoristische Dekor, wenn auch in zurückhaltender Form, wie die mittel- und Oberschichtlichen Bauten auf, so zeigten die von der Siedlungsbehörde betreuten Bauten schon frühzeitig eine einfache, dem Heimatschutz und frühen Werkbund verpflichtete Formensprache. Mit ihren scheinrechten Fenster- und Türstürzen und eher flächig wirkenden Fassaden waren sie stilistisch der Masse der mittel- und Oberschichtlichen Gebäude voraus.⁶⁹ Denn im Gegensatz zum reinen Privatbau beteiligten sich akademisch vorgebildete Architekten der staatlichen Bauverwaltung an der Planung der staatlich geförderten Siedlungsbauten, seit 1924 zum Beispiel Adolf Rauchheld, der in der Hauptstadt Oldenburg u.a. das Amtsgericht, das Hauptgebäude der Landessparkasse und die Cäcilienbrücke entworfen hat und gleichzeitig die Ausarbeitung der Musterbaupläne verantwortete.⁷⁰ Im Übrigen erhielten auch die südoldenburgischen Kolonistenhäuser die hier traditionell überlieferten Steilgiebel, und die Siedlungsbehörde erarbeitete 1929 sogar einen Musterbauplan in „Münsterländischer Bauart“, der als Hallenhaus mit Steilgiebel konzipiert wurde und besonders viele Schweinebuchten besaß.⁷¹

Ein guter Erfolg: der Neustart staatlicher Ansiedlungspolitik

Gemessen an den damals verfolgten Zielen und auch im Vergleich zu den zeitgleichen binnenkolonialisatorischen Anstrengungen im angrenzenden preußischen Ostfries- und Emsland ist die staatlich geförderte Siedlung im ehemaligen Land Oldenburg und damit auch im Oldenburger Münsterland als sehr erfolgreich zu bewerten. Insbesondere nach 1898, als die Einweisungsbedingungen den Siedlern durch die

befristete Befreiung von Grundrente und Steuern („Freijahre“) sowie die intensive Betreuung und Unterstützung durch die Siedlungsbehörde einen günstigen Start ermöglichten,⁷² intensivierte sich die Siedlungstätigkeit immens.

Zwischen 1898 und 1914 wurden 855 Landstellen eingewiesen, also durchschnittlich 57 pro Jahr, wohingegen in den fünf Jahrzehnten zuvor zwischen 1850 und 1897 nur 309, also gerade einmal etwas mehr als sechs Kolonate jährlich, vergeben werden konnten. Nach dem Ersten Weltkrieg wies das Siedlungsamt bis 1933 weitere 810 Kolonate, das sind 54 pro Jahr, ein.⁷³ Schätzungsweise wurde etwas mehr als die Hälfte der insgesamt 1.709 während des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts mit staatlicher Hilfe neu geschaffenen Siedlerstellen auf Moorboden angelegt, knapp ein Drittel auf Heideflächen und der Rest auf Marschboden.⁷⁴ Letzterer wurde vor allem während der 1920er-Jahre unter den gesellschaftspolitischen Vorgaben der Weimarer Republik für die ländliche Siedlung bereitgestellt und aus der Verkleinerung einiger staatlicher Domänen⁷⁵ in der Wesermarsch und am Jadebusen gewonnen. Große Verdienste für die oldenburgische Siedlungstätigkeit erwarb sich Robert Glaß (1867-1944), der seit 1898 zunächst als Moorinspektor und später Landesökonomierat für den Landeskulturfonds bzw. das Siedlungsamt tätig war.⁷⁶

In welchem Maße neben der staatlich organisierten Binnenkolonisation auf privater Basis Ansiedlungen vorgenommen wurden, lässt sich quellenmäßig kaum fassen. Einzelsiedlungen auf Privatgrund hat es gegeben, aber diese sind – mit Ausnahme der Aufsiedlung des ehemaligen Guts Calhorn⁷⁷ (Lkrs. Cloppenburg, Gem. Essen) 1929 – nicht systematisch erfolgt.⁷⁸

Die namentlich in Zusammenhang mit der Moorkolonisierung viel zitierte Einschätzung, nach der die Kultivierung einer neuen Landstelle dem Erstsiedler den Tod, der darauffolgenden Generation die Not und erst der dritten Generation das Brot, also ein gutes wirtschaftliches Auskommen brachte, ist für den hier betrachteten Zeitraum deutlich zu relativieren. Dank des binnenkolonialisatorischen Engagements des oldenburgischen Staates verkleinerte sich die Gefahr des Scheiterns besonders seit der Wende zum 20. Jahrhundert. Vielmehr boten die Neusiedlungen reelle Chancen zum sozialen Aufstieg.⁷⁹ Sicherlich erfuhren die Erstsiedler aber Not, wenn unter Not langjährige Entbehrungen, körperliche Schwerstarbeit und prekäre Verhältnisse verstanden werden, die immer wieder dazu führten, dass einzelne

Siedler auch aufgeben mussten.⁸⁰ Besonders einfach und vor allem beengt waren die Wohnbedingungen. Doch hielten insbesondere die seit den 1910er-Jahren errichteten Neubauten Mindeststandards ein – wie die Rauchgasableitung durch Schornsteine, die striktere Trennung von Wohn- und Wirtschaftsbereich, das massive zweischalige Hohl-schichtmauerwerk oder eine gegen Bodenfeuchtigkeit isolierende Horizontalsperre –, die das Wohnen in den Siedlerhäusern wesentlich gesünder machten als in den vor der Jahrhundertwende erbauten. Zugleich erhielt der ländliche Siedlungsbau damit Anschluss an die „Versteinerung“ der Gebäude, die das mittel- und Oberschichtliche Bauen im Oldenburger Münsterland bereits zwei Jahrzehnte zuvor erfasst hatte.

Zusammenfassung: Altbewährtes neu gemacht – ländliches Bauen im Oldenburger Münsterland um 1900

Abschließend ist festzuhalten, dass die letzten Jahrzehnte des 19. und die ersten des 20. Jahrhunderts eine wichtige bauliche Prägephase auch für das Oldenburger Münsterland darstellen, die vielen Ortschaften ihren architektonischen Stempel bis in die Gegenwart aufdrückt. Das gilt in besonderem Maße für die Moor- und Heidekolonien, die in diesem Zeitraum überhaupt erst entstanden sind. Maßgeblich waren die bereits seit Jahrhunderten verfolgten Baumuster des Niederdeutschen Hallenhauses und des Gulphauses. Dabei haben die unterschichtlichen Gebäude wegen der oftmals geringeren Qualität der verwendeten Baustoffe, aber besonders aufgrund ihres sehr begrenzten Raumangebots lange Zeit stärkere Veränderungen durch An- und Umbauten bis hin zum kompletten Abriss hinnehmen müssen als die großzügigeren und höherwertigen mittel- und Oberschichtlichen Bauten. Inwiefern aktuelle Trends – Konzentration der Landwirtschaft auf Großbetriebe, damit einhergehendes Aus-der-Nutzung-Fallen nicht mehr bewirtschafteter Höfe, weitere Annäherung der Wohnstandards an bürgerliche, nichtlandwirtschaftliche Muster – nun auch letztere betrifft, können wir tagtäglich beobachten, wenn wir offenen Auges übers Land fahren.

Anmerkungen:

- * Überarbeitete Fassung des am 23.11.2013 auf der Tagung „Die Modernisierung der Landwirtschaft im Oldenburger Münsterland im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ des Heimatbundes Oldenburger Münsterland in der Katholischen Akademie Stapelfeld gehaltenen Vortrags.
- 1 Errechnet aus den für die Ämter Cloppenburg, Friesoythe und Vechta aus den Volkszählungen von 1885 und 1925 zu den dort vorhandenen „Wohnhäusern“ ermittelten Angaben unter Abzug der Stadtgemeinden. Ortschaftsverzeichnis des Grossherzogthums Oldenburg. Oldenburg 1886. Ortschaftsverzeichnis des Freistaates Oldenburg. Oldenburg 1926. Dabei machten sich entsprechend der Neusiedlungsintensität deutliche binnenregionale Unterschiede zwischen den Ämtern bemerkbar. Während im Amt Vechta die „Wohnhaus“-Anzahl lediglich von 5.217 auf 5.908 um 13% anstieg, wuchs sie im Amt Friesoythe von 1.763 auf 2.573 um 46%. Jahresbericht und Rechnungsabschluss der Oldenburgischen Landesbrandkasse für das Rechnungsjahr 1926/27. Niedersächsisches Landesarchiv Standort Oldenburg (künftig: StAOL) Best. 230-7 Nr. 325. Die Oldenburgische Brandkasse erfasste als Pflicht- und Monopolversicherung fast den gesamten Gebäudebestand des Landes Oldenburg. Die Zahlen nennen nur die Zunahme der Gebäudeanzahl. Zur Ermittlung der tatsächlichen Neubautätigkeit wären die quellenmäßig kaum zu fassenden Ersatzbauten für Gebäudeabrisse und abgebrannte Gebäude hinzuzurechnen. Unter „Wohn-“ und „Haupthäuser“ werden auch die im Oldenburgischen üblichen kombinierten landwirtschaftlichen Wohn- und Wirtschaftsgebäude gefasst. Vgl. auch Michael Schimek: Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Staatliche Einflussnahmen auf das ländliche Bauen: Das Land Oldenburg zwischen 1880 und 1930. Diss. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Band 106), Münster, München, New York, Berlin 2004, S. 73-95. Vgl. auch: Geerd Dahms, Giesela Wiese und Rolf Wiese (Hrsg.): Stein auf Stein. Ländliches Bauen zwischen 1870 und 1930. (Arbeit und Leben auf dem Lande, Band 6), Rosengarten-Ehestorf 1999. Darin mit Bezug auf Oldenburg, S. 171-205: Michael Schimek: Modernität in Raten – Aspekte ländlichen Bauens zwischen 1880 und 1930 im nördlichen Oldenburg; Michael Schimek: Ländliches Bauen im nördlichen Oldenburg zwischen 1890 und 1930. Ergebnisse eines abgeschlossenen Forschungsprojekts. In: Carola Lipp u.a. (Hrsg.): Volkskunde in Niedersachsen. Regionale Forschungen aus kulturhistorischer Perspektive. (Kataloge und Schriften des Museumsdorfes Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum 11; Bausteine zur Heimat- und Regionalgeschichte. Veröffentlichungen des Niedersächsischen Heimatbundes e.V. 13), Cloppenburg 2002, S. 57-71, hier S. 61-68.
- 2 Vgl. Bernd Mütter/Robert Meyer: Agrarmodernisierung im Herzogtum Oldenburg zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg. Marsch und Geest im intraregionalen Vergleich (Ämter Brake/Elsfleth und Cloppenburg). (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 34; Quellen und Untersuchungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Band 18), Hannover 1995; Jürgen Brockstedt: Wandel der Landwirtschaft durch Industrialisierung im Herzogtum Oldenburg und seinen drei Teilregionen 1870-1914. In: Jürgen Bergmann u.a. (Hrsg.): Regionen im historischen Vergleich. Studien zu Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. (Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Band 55), Opladen 1989, S. 55-132.
- 3 Vgl. zu den Entwicklungen der Gewerblichen Fortbildungsschulen im Land Oldenburg: Michael Schimek: Ein „Sprung ins Dunkle“? – Gewerbliche Fortbildungsschulen und ihre Wirkung auf das ländliche Bauwesen. In: Dahms/Wiese/Wiese 1999 (wie Anm. 1), S. 95-104.

- 4 Ebd., S. 101.
- 5 Vgl. allgemein hierzu: Geerd Dahms: „Was einem tüchtigen Bauhandwerker zu wissen noth tut.“ Baugewerkschulen und das ländliche Bauhandwerk in Norddeutschland. (Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg 50), Ehestorf 2006.
- 6 Vgl. Karl-Heinz Ziessow und Michael Schimek: Technik und Bildung als Paradigmen des Industriezeitalters: Die Entwicklung des bautechnischen Fachschulwesens in Oldenburg. In: Dahms/Wiese/Wiese 1999 (wie Anm. 1), S. 37-70; Michael Schimek: Baugewerkschulen und „Meisterpressen“. Die Entwicklung des bautechnischen Fachschulwesens am Beispiel des ehemaligen Landes Oldenburg zwischen 1870 und 1930. In: Heinrich Stiewe (Red.): Auf den Spuren der Bauleute. Historische Bau- und Ausstattungsgewerke in Nordwestdeutschland. (Berichte zur Haus- und Bauforschung 8; Kataloge und Schriften des Museumsdorfes Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum 18), Marburg 2005, S. 137-160.
- 7 Schimek 2005 (wie Anm. 6), S. 137/138, 154.
- 8 Vgl. Oliver Fok: Tradition und Wandel am Bauernhaus. In: Im Märzen der Bauer. Landwirtschaft im Wandel. (Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg, Band 13), Hamburg 1993, S. 117-136; Schimek 1999, Modernität in Raten (wie Anm. 1), S. 195-198.
- 9 Kurt Asche und Hans Wichmann: Ziegeleien an der Jade und in der Friesischen Wehde. In: Kurt Asche: Wilhelmshaven – Kultur und Geschichte am Jadebusen, Oldenburg 1994, S. 82-93
- 10 Vgl. Martina Forkel: Wohnen im „Stil“ des Historismus, Museumsdorf Cloppenburg 1996.
- 11 Vgl. zum Folgenden: Michael Schimek: „Spottgeburten aus Dreck und Feuer“? – Zur historistischen Architektur ländlicher Bauten im nördlichen Oldenburg zwischen 1870 und 1914. In: Historismus in Nordwestdeutschland. Hg. v. Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum, Ostfriesisches Landesmuseum/Emder Rüstammer; Schloßmuseum Jever, Palais Rastede, Oldenburg 2001, S. 64-75 und 205-207.
- 12 Vgl. Joachim Petsch: Eigenheim und gute Stube. Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens. Städtebau – Architektur – Einrichtungsstile. Unter Mitarbeit von Wiltrud Petsch-Bahr. (Du Mont Taschenbücher, Bd. 218), Köln 1989. Auf S. 67 deutet er den historistischen Bau- und Wohnstil als Ergebnis einer bürgerlichen „Sehnsucht nach Stillstand“.
- 13 Geerd Dahms: Die Baugewerkschulen und ihr Einfluß auf die Handwerker und das ländliche Bauen. In: Dahms/Wiese/Wiese 1999 (wie Anm. 1), S. 71-94, hier S. 85.
- 14 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 130-132.
- 15 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 229-253, bes. S. 247-248. Die Internet-Enzyklopädie Wikipedia nennt als Jahresdurchschnittseinkommen von Arbeitern und Angestellten in Deutschland 1912 1.164,00 Mark, was bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 60 Stunden einen Stundenlohn von ca. 36 Pfennigen ausmacht, so dass die Mehrkosten bei größeren Hauptgebäuden weniger als einen Wochenlohn betragen. http://de.wikipedia.org/wiki/Durchschnittsentgelt#cite_note-5. Seitenaufruf: 08.11.2013 10.29 Uhr. Die 1764 gegründete Oldenburgische Landesbrandkasse erfasste als Monopol- und Pflichtversicherung von einigen Ausnahmen abgesehen jedes Gebäude. Vgl. allgemein: W[ilhelm] Dursthoff: Die Entstehung, Entwicklung und Reform der oldenburgischen Brandkasse, Oldenburg i. Gr. 1904.
- 16 Vgl. zu diesem: Helmut Ottenjann: Alte Bauernhäuser zwischen Weser und Ems, dritte Auflage Hildesheim 1989 (Erstauflage 1979); Niklas Hertwig und Andreas Eynck: Bauernhöfe in Nordwestdeutschland. Eine kulturhistorische Hofreise durch die Region Weser-Ems. Münster 2011, S. 16-19.
- 17 Vgl. Hermann Kaiser: Herdfeuer und Herdgerät im Rauchhaus. Wohnen damals. (Materialien zur Volkskultur - nordwestliches Niedersachsen, Heft 2), vierte Auflage, Cloppenburg 2002. [erste Auflage 1980]

- 18 Vgl. Fred Kaspar: Die Herdstelle als Indikator von Nahrungsgewohnheiten. In: Günter Wiegelmann, Ruth-E. Mohrmann (Hg.): Nahrung und Tischkultur im Hanseraum. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 91). Münster und New York 1996, S. 69-94, hier S. 88-89.
- 19 Vgl. Michael Schimek: Die Küche des niederdeutschen Hallenhauses der Industriezeit im nördlichen Oldenburg. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 48 (2003), S. 190-196.
- 20 Vgl. Menne Feiken Helmers: Das Gulfhaus. Entstehung und Entwicklung, Oldenburg (Oldb.) 1943. (Reprint Hildesheim 1981), Karte K 2, S. 180.
- 21 Vgl. zum Emsland: Bernd Lohmann: Friesische Scheunen im Landkreis Emsland. Geschichte, Veränderung und Zukunft. Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktor-Ingenieurs der Universität Hannover. Haren/Ems 1998.
- 22 Vgl. zu diesem: Lutz Volmer: Zeitgemäßes Bauen. Die Häuser von Conrad Awick und Wilke Dierks in Scharrel. In: Uwe Meiners, Antje Sander und Gerd Steinwascher (Hg.): Hinter dem Horizont. Band 1: Sach- und Wissenskultur der ländlichen Oberschichten in den jeveländischen Marschen und den angrenzenden Oldenburger Geestgebieten zwischen dem 17. und frühen 19. Jahrhundert, Münster 2013, S. 261-272.
- 23 Vgl. Helmers 1943 (wie Anm. 20), K2, S. 180. Vgl. auch: [Adolf] Rauchheld: Wie unser Volk baut und wohnt. In: Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg. Herausgegeben vom Oldenburgischen Landeslehrerverein. Redaktion: W[ilhelm] Schwecke, W[ilhelm] v. Busch, H[einrich] Schütte. Band I, Bremen 1913, S. 310-334.
- 24 So errichtete bereits 1869 der Hofbesitzer Meyer zu Jerrendorf in Brake bei Bielefeld ein Gulfhaus, das dort allerdings ein exotischer Einzelfall blieb. Lutz Volmer: Von der westphälischen Bauart. Hausbau in Ravensberg zwischen 1700 und 1870. (Schriften des LWL-Freilichtmuseums Detmold – Westfälisches Landesmuseum für Volkskunde, Band 32), Essen 2011, S. 386; 1855 wurde auf dem Hof Meyer zu Hemmelsbühren in Cloppenburg ein Gulfhaus errichtet. Hertwig/Eiyneck 2011 (wie Anm. 16), S. 112-113.
- 25 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 99-107 und 108-114; Vgl. ferner: Uwe Meiners (Hg.): Suche nach Geborgenheit. Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg, Oldenburg 2002.
- 26 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 108-114
- 27 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 115.
- 28 Vgl. hierzu Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 165-178.
- 29 Vgl. hierzu Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 178-184.
- 30 Vgl.: Uwe Meiners (Hg.): 75 Jahre. Heimatmuseum – Museumsdorf – Niedersächsisches Freilichtmuseum in Cloppenburg. (Kataloge und Schriften des Museumsdorfes Cloppenburg Heft 3), Cloppenburg 1997.
- 31 So übten viele Heuerleute ein Handwerk aus, so dass in dem Heuerhaus eine Werkstatt unterzubringen war, was auf die meisten Kolonisten und Kleinstbauern nicht zutraf. Auch wurden Heuerhäuser im 19. Jahrhundert häufig von zwei Haushalten bewohnt, was ebenfalls für die anderen Gruppen zutrifft. Vgl. Hermann Kaiser: Vom Leben in halben Häusern. Mehrfamilienwohnungen im Osnabrücker Nordland und im Oldenburger Münsterland (17.-19. Jahrhundert). In: Jürgen Schlumbohm (Hg.): Familie und Familienlosigkeit. Fallstudien aus Niedersachsen und Bremen vom 15. bis 20. Jahrhundert. Hannover 1993, S. 163-180.
- 32 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 317-389. Unsystematisch hatten sich auch schon im 18. Jahrhundert einzelne Siedler in Marken angesiedelt, z.B. Anfang der 1770er-Jahre in Neumarkhausen. Vgl. 1772-1972. Neumarkhausen. Festschrift zur 200-Jahrfeier. Masch. 1972; Vgl. auch: Heinrich Kalvelage: Garrel. 1000 Jahre Bauerschaften,

- 100 Jahre Pfarrgemeinde Garrel, 100 Jahre politische Gemeinde Garrel, Garrel 1972, S. 53-63; Vgl. auch: Hermann Kaiser: Dampfmaschinen gegen Moor und Heide. Ödlandkultivierung zwischen Weser und Ems. (Materialien zur Volkskultur – nordwestliches Niedersachsen, Heft 8), 5. Auflage Cloppenburg 2002.
- 33 Vgl. Norbert Högemann: Die Besiedlung von Ödländereien des Oldenburger Landes durch den Staat im 19. und 20. Jahrhundert und die Entwicklung der Bauerschaft Beverbruch (Gemeinde Garrel). Unveröffent. schriftliche Hausarbeit zur Prüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen. Vechta 1976, S. 4-6.
- 34 Vgl. Schimek 2004 (wie Anm. 1), Tabelle 18, S. 527-529. Vgl. auch Ursula Böckmann: Die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung und Bedeutung der Heide- und Moorsiedlungen im Oldenburger Münsterland. Diss Uni Bonn 1956, S. 44, die angibt, dass zwischen 1900 und 1920 16 Kolonien mit 501 Kolonaten auf einer Fläche von 5.670 ha im Oldenburger Münsterland entstanden sind.
- 35 Vgl. zum Folgenden soweit nicht anders nachgewiesen: Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 319. Vgl. zudem: Böckmann 1956 (wie Anm. 34), S. 30-37.
- 36 Vgl. zur Bevölkerungsentwicklung: Ernst Hinrichs, Christoph Reinders: Zur Bevölkerungsgeschichte des Oldenburger Landes. In: Albrecht Eckhardt unter der Mitarbeit von Heinrich Schmidt (Hg.): Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch, Oldenburg 1987, S. 661-708; Ernst Hinrichs, Rosemarie Krämer, Christoph Reinders: Die Wirtschaft des Landes Oldenburg in vorindustrieller Zeit. Eine regionalgeschichtliche Dokumentation für die Zeit von 1700 bis 1850, Oldenburg 1988, S. 17-48; Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 32-35.
- 37 Högemann 1976 (wie Anm. 33), S. 26-29. Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 326-327.
- 38 Heinrich Deters: Bekenntnisse. In: Nikolausdorf. 25 Jahre Kolonie. 1901-1926, Vechta 1926, S. 13-17, hier S. 14-15. Der herzkrankte Deters stammte aus Düpe bei Steinfeld und bezog 1901 das Kolonat Nr. 16 in Nikolausdorf, auf dem er zunächst für seine siebenköpfige Familie eine Erdhütte errichtete, bevor er 1903 sein endgültiges, mithilfe des Landeskulturfonds errichtetes Haus beziehen konnte. Vgl. dazu auch: Friedrich Wübbolt: Gründung und Entwicklung der Kolonie. In: Dorfgemeinschaft Nikolausdorf (Hg.): 75 Jahre Nikolausdorf. Eine Dorfchronik, o.O. 1976, S. 13-57, hier S. 31-35. Nach Angabe seiner Tochter wurde die Plaggenhütte allerdings nur von März bis Dezember bewohnt. Ebenda S. 35.
- 39 Böckmann 1956 (wie Anm. 34), S. 118. Vgl. ferner: Von der Kolonie zum Dorf. Schelmkappe 1909-2009. Chronik der Geschichte Schelmkappes anlässlich der Feier seines 100jährigen Bestehens, o.O. 2009, S. 23; Heinrich Kalvelage: Garrel. 1000 Jahre Bauerschaften, 100 Jahre Pfarrgemeinde Garrel, 100 Jahre politische Gemeinde Garrel. Garrel 1972, S. 260.
- 40 Vgl. zu diesem: Gustav Schünemann: Elisabethfehn. Chronik der Siedlung am Hunte-Ems-Kanal, Elisabethfehn 1992.
- 41 Hermann Kathe: Die Oldenburgischen Heidekolonien. (Diss. Uni Halle-Wittenberg), Halle a.d.S. 1921.
- 42 Vgl. zu diesem: Maria Arlinghaus, Hans Heuermann und Ernst Unkraut (Red.): 150 Jahre Beverbruch. 1837-1987. Dorf- und Familienchronik, o.O. o.J (Garrel 1987).
- 43 Vgl. zu diesem: Schelmkappe 2009 (wie Anm. 39).
- 44 Hinzuweisen ist auf die „Moorbrandkultur“, bei der nach Abbrennen eines Landstücks über mehrere Jahre Buchweizen angebaut wurde. Diese archaische Form der Ödlandnutzung schuf keine dauerhaft landwirtschaftlich nutzbaren Landflächen, sondern förderte sogar die Verödung. Vgl. Kaiser 2002 (wie Anm. 32), S. 10-20.
- 45 Vgl. zu diesen: Eilert Ommen: Die Ostfriesischen Fehntjer. Eine regionale Studie. (Diss.) Göttingen 1992.
- 46 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 323-324. Högemann 1976 (wie Anm. 33), S. 41-42.

- 47 Vgl. zu diesem: Hilke Rambusch (Red.): 150 Jahre Augustfehn. Geschichte und Geschichten. Oldenburg 2000.
- 48 Högemann 1976 (wie Anm. 33), S. 10, 25, 42-44.
- 49 Högemann 1976 (wie Anm. 33), S. 44-45.
- 50 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 325.
- 51 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 374-375.
- 52 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 375.
- 53 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 376-377.
- 54 Zum Beispiel der Neubau eines Hallenhauses für Georg Buschenlange, Hahlermark/Stockbusch, Kolonat 1, erbaut 1919, Archiv Museumsdorf Cloppenburg DFG-Bauprojekt 073030.
- 55 Vgl. Högemann 1976 (wie Anm. 33), S. 65.
- 56 Augustin Düttmann: Der Wohnungsbau bei der Ansiedelung landwirtschaftlicher Arbeiter im Grossherzogthum Oldenburg. VI. Internationaler Wohnungskongress, Düsseldorf 15.-19. Juni 1902, S. 4.
- 57 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 333.
- 58 Högemann 1976 (wie Anm. 33), S. 18-21.
- 59 Die Gebäude sollten die Unterbringung von heranwachsenden Kindern getrennt nach Geschlecht ermöglichen, wofür neben der Schlafkammer für die Eltern zwei weitere Schlafkammern vorzusehen waren. Damit setzten sich Landesversicherungsanstalt, Kreditanstalt und Siedlungsbehörde für die Übertragung bürgerlicher Moralvorstellungen ins Milieu der Neusiedler ein.
- 60 Schimek 2004, S. 321, 336. Högemann 1976 (wie Anm. 33), S. 34-36.
- 61 1901-1907 Darlehn der Landesversicherungsanstalt Oldenburg, 1908-1914 Darlehn der Staatlichen Kreditanstalt Oldenburg. Schimek 2004, S. 322-323.
- 62 Schimek 2004 (wie Anm. 1), Tabelle 15, S. 524. vgl. auch S. 322 und 362.
- 63 Vgl. zur staatlich geförderten Abschaffung der Alkoven in Oldenburg, für die in den 1920er Jahren Prämien gezahlt wurden: Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 389-408; Michael Schimek: „Im Interesse der Förderung der Volksgesundheit ...“ – Staatliche Maßnahmen zur Abschaffung von Alkoven in Nordwestdeutschland, dargestellt anhand des Freistaates Oldenburg. In: Nina Hennig, Heinrich Mehl (Hg.): Bettgeschichte(n). Zur Kulturgeschichte des Bettes und des Schlafens. (Arbeit und Leben auf dem Lande, Band 5), Schleswig 1997, S. 214-234.
- 64 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 337.
- 65 Musterbaupläne: Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 337-369. Aktivitäten der Siedlungsbehörde: Ebenda, S. 333-337.
- 66 Schimek 2004 (wie Anm. 1), Tabelle 10 S. 509.
- 67 Vgl. hinsichtlich der Kinderzahlen z.B. die für die Kolonie Beverbruch angegebenen, die oftmals bei fünf und mehr Kindern lagen: Ernst Unkraut: Die Familienchronik. In: Arlinghaus/Heuermann/Unkraut 1987 (wie Anm. 42), S. 305-609; Hans-Dietrich Ovie: Die Besiedlung der Oldenburgischen Moore. Diss. Berlin, Oldenburg i.O. 1932, S. 107-108.
- 68 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 342, 385, Abb. 58 auf S. 572. Beispiel: Der Neubau für August Kenkel 1920, Kolonat Falkenberg Nr. 7, ein massiv aufgemauertes Hallenhaus, erhielt einen Giebel in Fachwerkkonstruktion. Archiv Museumsdorf Cloppenburg DFG-Bauprojekt Nr. 073034; Vgl. auch: Michael Schimek: Verlängerung eingeplant. Gebäudeerweiterungen bei Bauten der Moor- und Heidekolonisation in Nordwestniedersachsen. In: Thomas Spohn (Hg): Bauen in Etappen. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 124), Münster 2014, S. 259-281.
- 69 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 381-382.

- 70 Vgl. zu Rauchheld: Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 117-124. Vgl. zur Ausbildung der staatlichen Baubeamten. Ebenda, S. 62-72.
- 71 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 351, Abb. 68 auf S. 581.
- 72 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 322-323. Högemann 1976 (wie Anm. 33), S. I, 30, 55.
- 73 Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 360-361.
- 74 Unter Zugrundelegung der 1.234 Siedlerstellen, auf deren Bodenbeschaffenheit sich aus der Literatur schließen lässt, ergeben sich 646 oder 52%, die auf Moorboden, 366 oder 30%, die auf Heideboden („Geest“) und 222 oder 18%, die auf Marschboden angelegt wurden. Vgl. Schimek 2004 (wie Anm. 1), S. 361 und Tabelle 14 auf S. 524.
- 75 Im Eigentum des Staates befindliche und von Pächtern betriebene landwirtschaftliche Betriebe meist überdurchschnittlicher Größe.
- 76 Vgl. zu Glaß: Bernd Mütter, Christa Baumann: Glaß, Robert Johannes. In: Hans Friedl, Wolfgang Günther, Hilke Günther-Arndt (Hg.): Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1992, S. 238-239.
- 77 Vgl. zu Calhorn: Franz Hellbernd: 50 Jahre Siedlung Calhorn 1929-1979. Essen/Olbg. 1979. Böckmann 1956 (wie Anm. 34), S. 123.
- 78 Vgl. Schünemann 1992 (wie Anm. 40), S. 8, stellt fest, dass es im Umfeld Elisabethfehns keine Zuteilung von Kolonaten aus privater Hand gegeben habe.
- 79 Böckmann 1956 (wie Anm. 34), S. 136-138. Vgl. auch: Kalvelage 1972 (wie Anm. 32), S. 310.
- 80 Vgl. zum Beispiel die Kolonie Hoheging, bei der von 31 Siedlern 13 ihre Landstellen aufgaben. Theo Bothe, Franz Willenborg (Red.): 75 Jahre Hoheging – Kellerhöhe – Bürgermoor. Festschrift und Familienchronik, o.O.1985, S. 57.

Werner Rösener

Aspekte der Agrarentwicklung im Oldenburger Münsterland bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts: Grundzüge und Probleme

I. Einleitung

Zur Einschätzung der Eigenbehörigkeit der Bauern im Niederstift Münster, im späteren Oldenburger Münsterland, findet sich eine interessante Stelle bei Justus Gruner gegen Ende des 18. Jahrhunderts: „Das Leibeigentum ist äußerst drückend und wird der Kultur um so nachteiliger, als es im Lande äußerst zahlreich ist, und verhältnismäßig nur wenige Freie existieren. Die Macht der Gutsherren über die Eigenen aber ist groß, die Behandlung persönlicher Willkür überlassen, und hängt also meistens nur von der Menschlichkeit und Billigkeit des zeitigen Gutsherrn ab. Zwar gibt es eine Eigentumsordnung, allein ihre Verfügungen tragen deutlich das Gepräge der Verfasser an sich, und sind Gesetze der Herren gegen die Untergebenen.“¹

Diese Worte eines aufgeklärten Publizisten beziehen sich auf die sozialen und politisch-herrschaftlichen Verhältnisse im Fürstbistum Münster am Ende des 18. Jahrhunderts. Der Autor verbindet damit eine grundsätzliche, vom Geist der Aufklärung getragene Kritik an den gesellschaftlichen und politischen Zuständen in den geistlichen und weltlichen Territorien vor den revolutionären Veränderungen, die im Gefolge der Französischen Revolution eintraten. Stets geraten hierbei auch die grundherrschaftlichen Strukturen in den Blick, und es werden vor allem auch die Bedrückungen der eigenbehörigen bäuerlichen Familien durch die ihnen von Grundherren abverlangten Abgaben und Dienste angesprochen.

